



Abend:

Zeitung.

293.

Donnerstag, am 8. December 1842.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: K. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Reise-Schnitzel.

(Fortsetzung.)

Die Gasthäuser waren besser als ehedem; wenigstens erfreuten wir uns reinlicher Betten und zuvorkommend freundlicher Aufnahme. Nur wollte die Küche nicht immer recht munden: eines Mittags setzte man uns gar ein Bouillon-Süppchen von Schweinefleisch-Brühe vor, und wunderte sich höchlich, daß das Leckergericht unangerührt vom Tische kam. Leider war sich auch nicht am Brode zu erholen, denn gegen dieses war westphälischer Bauer-Pumpnickel ein leichtes Blättergebäckniß. Weit besser ging es uns indessen in der Kasernen-Schenke, wo uns ein recht hübsches Mädchen, die doch wenigstens genießbare Speise durch ihr trauliches Plaudern recht angenehm würzte.

Die eintönige Straße zieht sich in ewigem Wechsel von Thal und bergähnlichem Hügel lang hin. Aller Augenblicke mußte gehemmt, und dann wieder im Trabe bergan gefahren werden, um die im Stundenpasse vorgeschriebene Zeit nicht zu versäumen; rechts und links nichts als unüberschbare Getraidefelder, von der dießjährigen furchtbaren Hitze krankhaft niedergehalten; kurz und dünn im Stroh, und mager und dürftig in der Aehres der glühende Dunstkreis ein Staub. Zum Glück hatten wir etwas Wind, der diese fast unerträgliche Wolkenlast rasch von uns abtrieb. Wenn aber der Staub von den uns entgegenkommenden, oder den von uns überholten Wagen aufwirbelte, so konnte man keine zehn Schritte weit sehen. Einen lebhafteren Verkehr

habe ich, in Friedenszeiten auf keiner Straße gefunden. Täglich begegneten wir siebenzig bis achtzig 4, 6 und Spännigen Frachtwagen; eben so viele überholte täglich unser eiliger Separatwagen, die vielen hin- und herjagenden Posten, Equipagen und Landfuhrwerke ungeachtet, und so blieben wir, alles Bürstens und Klopfens ungeachtet, staubgrau, wie die Bäume unserer Straße, an denen von Grün keine Spur zu erkennen war; doch ließen wir uns darum in unserer glücklichen Reiselaune nicht stören. Traf man in Gast- und Posthäusern mit anderen Reisenden zusammen, so sah einer den anderen für Friseur oder Müller an, und die geologische Streitfrage, ob der österreichische Staub, mit dem die aus Wien kommenden Reisenden bedeckt waren, weißer oder grauer sey, als unser böhmischer, gab zu manchem Scherze Anlaß; der in der Mitte liegende mährische, behauptete man einstimmig, sei der wenigst beschwerliche, so lange er wirklich liege.

Die Gemüthlichkeit des Volkes, die von Fremden aller Stände von jeher anerkannt worden ist, machte sich uns auch jetzt überall kund. Zwei kleine recht niedliche Mädchen brachten uns auf reinlichen Tellern frische duftige Erdbeeren an den Wagen. „Was wollt Ihr denn dafür haben, Kinderchen?“ fragte eine unserer Damen. Ein Berliner Höcker-Fräulein hätte — es galt ja den Fremden, nach dortigem Sprachgebrauch, „einen tüchtigen Zopf zu machen“ — in das Blaue hineingefordert. „Was Sie uns halt gern geben,“ antwortete das eine mährische Kind, während das andere

ohne unser Gegengebot abzuwarten, vertrauensvoll seine Erdbeeren in unser Körbchen schüttete. „Einsudirte Formel!“ wird vielleicht ein milzfüchtiger Weltkundiger vor sich hinbrummen. Laßt ihn brummen. Es kann seyn, daß die Eltern den Kleinen im Allgemeinen empfohlen hatten, in ihren Forderungen hübsch bescheiden zu seyn, und den Preis ihrer Waare lieber den Kauflustigen anheim zu stellen, als diese durch überspannte Forderungen vom Handel abzuschrecken; allein liegt denn darin nicht ein ehrenvolles Vertrauen auf die Rechtlichkeit des Reisenden, der den armen Kindern ihren billigen Lohn für die Mühe des Pflückens nicht hartherzig kürzen werde? Wir zahlten vielleicht dreimal mehr, als die Erdbeeren hier zu Lande kosteten, dafür schmeckten sie uns auch dreimal besser, denn wir freuten uns über die Freude, mit der die Kleinen nach sehr freundlichen Knixchen mit ihrer überreichlichen Gabe nach Hause sprangen.

16.

Petrarca und Nepomuk! In welcher nahen Beziehung stand nicht der preisgekrönte Florentinische Dichter zu Böhmen's Schutzheiligem! Von diesem ist vielleicht ein halbes Tausend Statuen vorhanden, denn man mag in Böhmen reisen wo man will, fast an jedem Kreuzwege, fast auf jedem Hügel steht der Gottesmann mit seinen sieben Sternen im goldenen Heiligenschein. Vorzüglich mögen ihn die Frauen ehren, denn ein so fest verschlossener Mund würde vielleicht heute noch mancher willkommen sey; aber vom ganzen lieben Nepomuk wüßte heute wahrscheinlich kein Mensch ein Wort, hätte Petrarca Kaiser Carl's IV. Antrag angenommen; dieser wünschte bekanntlich seinen Sohn, den Prinzen Wenzeslaus, der Führung des liebenswürdigen und wohlunterrichteten Mannes zu übergeben. Petrarca aber — hatte er Scheu vor dem Hofleben, oder wollte er seine glückliche Ungebundenheit nicht einem pflichtstrengen Verhältnisse opfern, oder war ihm von den Ungezogenheiten und dem störrischen Character des ihm zugebachten kaiserlichen Jünglings Kunde geworden, und hatte er nicht Lust, den Rest seines stillfriedlichen Lebens mit erfolgloser Mohrenwäsche zuzubringen, Petrarca lehnte die ehrenwerthe Aufforderung ab. Im gegenseitigen Falle wäre Wenzeslaus wahrscheinlich ein ganz anderer Mensch geworden, und war er dieß, so hätte Nepomuk — wenn überhaupt an der Legende seines Moldausturzes etwas Wahres ist, für die Erfüllung seiner beichtväterlichen Pflicht keinen so barbarischen Lohn erhalten. Verschiedentlich, und hier in Prag selbst giebt man der

Meinung Raum, daß Petrarca die prinzliche Führerstelle bloß ausgeschlagen habe, um sich von seiner geliebten Laura nicht zu trennen; da wasche ich aber der schönen Laura reizende Alabaster-Patschen in Unschuld, denn sie schlummerte längst in ihrem oft- und vielgesuchten, aber heute noch nicht aufgefundenem Grabe, als Petrarca den Ruf an den kaiserlichen Hof erhielt.

In Mähren finden sich die Nepomuk's-Statuen weit seltener, im Oesterreichischen bemerkt man sie fast gar nicht.

17.

Es war an einem herrlichen Sonntags-Morgen, als wir kurz nach Sonnenaufgang in die deutsche Kaiser-Residenz eintriumphirten, und unseren Einzug in das Normal-Gasthaus zum „goldenen Lamme“ in der Leopoldstadt feierlich hielten. Drei geschmackvoll und elegant meublirte Zimmer in der Bel-Etage dieses vierstöckigen Fremden-Palastes von 46 Fenstern Fronte, wurden uns überwiesen, und wir vergaßen den langen Herweg und die letzte schlaflose Nacht, als wir die Fenster öffneten, und das allmälige Erwachen der Kaiserstadt aus ihrem behaglichen Schläfe gewahrten. Zuerst riesige Wasserfässer, welche die Straßen nicht besprengten, sondern förmlich übergossen; unser großes Gasthaus zahlte, in der Sommerzeit, monatlich nur 40 Kreuzer C. M. (10 Gr. 8 Pf.); zu gleicher verhältnißmäßiger Steuer sind sämtliche Hausbesitzer verbunden, und mittels dieser sehr empfehlenswerthen Einrichtung sind alle Straßen der Stadt reinlich und staubfrei. Meines Erinnerns sollte in einer andern Residenz eine ähnliche wohlthätige Anstalt eingeleitet werden, die des lästigen, der Gesundheit so nachtheiligen Staubes halber dort eben so dringend nothwendig wäre, als hier in Wien. Man wollte mit der schönsten Straße, die fast ausschließlich von den Großen des Reiches und von den wohlhabendsten Bürgern bewohnt ward, den Anfang machen und zur Deckung der Besprengungskosten, nach Maassgabe der, auf die Straße hinausgehenden Fenster die Beiträge fixiren. Dieser Prüsslein des Gemeinnes zerbröckelte aber gleich vom Anfang herein in den Händen der Unternehmer. In der Subscriptions-Liste war jedes Haus mit seiner Nummer und mit der Zahl der Straßen-Frontefenster aufgezeichnet, und der monatlich zu zahlende Beitrag mit — glaube ich — 6 Pf. pro Fenster ausgeworfen; statt diesen aber zu erlegen, stand fast ohne Ausnahme die Bemerkung: „Ich verreise diesen Sommer,“ oder „ich ziehe diesen Sommer auf das Land,“ oder „ich gehe auf meine Güter,“ oder

„da mein Herr Nachbar sich der Beitrags-Entrichtung entzieht, so bin ich so frei, ein Gleiches zu thun“ 2c. Auf diese Weise ist die totale Besprengung der in Rede stehenden Straße bis auf den heutigen Tag noch nicht zu Stande gekommen. Wie so ganz anders ist in Wien die Sache durchgegriffen worden. Dem Hausbesitzer die Last des Beitrages allein aufzulegen, würde unbillig seyn und ihm zuzumuthen, sich wegen des von seinen Miethern zu übernehmenden Antheils zu einigen, würde tausend Unannehmlichkeiten Thor und Thür öffnen. Allein für die 5 Sommer-Monate, den, nach Verhältniß der Straßen-Fronten zu ermittelnden Betrag von den Bewohnern der Fahrstraßen bei der Miethsteuer einzuziehen, das Besprengungsgeschäft in Entreprise zu geben und für jeden Stadtbezirk einen oder mehrere pensionirte noch rüstige Officiere auf Diäten anzustellen, die darauf hielten, daß die Straßen zu bestimmten Stunden zwei- und wenn es nöthig, dreimal des Tages regelmäßig und vollständig besprengt würden — das Alles würde, bei gutem Willen der höchsten Behörden, ohne besondere Schwierigkeiten einzurichten seyn. Die Annehmlichkeit der reinen, kühlen Luft, Gesundheit und längeres Leben in der einen Schaale, und der Betrag der kleinen, kaum nennenswerthen, von allen Bewohnern der Fahrstraße zu tragenden Fenster-, oder vielmehr Besprengungssteuer in der anderen — darf ich den Vernünftigen noch fragen, ob die Einrichtung nicht versuchsweise den Wienern nachzumachen seyn dürfte?

(Fortsetzung nächstens.)

Der Mensch und die Menschheit*).

„Vetter! was sinnt Ihr denn nun wieder? da sieht Ihr und bemerkt gar nicht, was um Euch herum vorgeht; was habt Ihr nur? es ist doch nicht ein Unglück los?“ —

„Das nicht,“ sagte er; „vielmehr ein Glück, in dessen Besitz ich mich eben immer fester zu setzen suche.“

„Ei, da gratulire ich von ganzem Herzen; darf ich aber auch wohl wissen, wozu ich insbesondere nun meinem lieben Vetter Glück gewünscht habe? Oder wollt Ihr wieder, wie neulich, wo Ihr mir auch schon von einem gesunden Glücke sprach, damit hinter'm Berge halten?“

Der Vetter lachte auf seine eigenthümliche Weise,

* Weiter ausgeführt und erweisen ist die hier mitgetheilte Ansicht in „die Grundwahrheiten des Christenthums, psychologisch entwickelt und historisch begründet von H. Th. C. Schröder.“ Hannover 1839.

worin ich schon ein sicheres Zeichen sah, daß er diesmal Rede und Antwort stehen wolle.

„Sieh' mal,“ sagte er, „ich fange jetzt an, die Buchstaben meines Lebensbuches zu verstehen, und ich lese nun öfter darin, und je weiter ich lese, desto mehr fühle ich mich glücklich und froh, so daß ich ungern aufblicke von meinem Buch.“

Ich verstand ihn nicht sogleich, was er mit dem Lebensbuche meinte, und da er mir mein Nichtverstehen ansah, so fuhr er fort:

„Ich merke, ich spreche Dir leider noch in Räthseln. Nun denn deutlicher! Also, seit längerer Zeit habe ich dahin gearbeitet, mir möglichst klare Einsicht in die allmälige Entwicklung meines geistigen Lebens zu verschaffen, d. h. ich habe den Gang zu verfolgen gesucht, den mein Denken und Wollen genommen hat, bis es zu dem Punkte gekommen ist, auf dem es sich jetzt befindet. Und da habe ich, so weit ich mich mit Hülfe der Erinnerung und meiner früh angelegten Tagesblätter zurückzufinden vermochte, fortwährend ein durch äußere Umstände bewirktes Hindrängen zu dem Punkte wahrgenommen, zu dem ich endlich gelangt bin, aber zugleich auch gesehen, daß daneben immer wieder ein Wegziehen von jenem Wege stattfand. Jenen Weg will ich einmal den wahren Weg nennen, denn ich erkenne ihn jetzt als den an, den ich eigentlich immer hätte gehen sollen; statt dessen bog ich aber immer ab und folgte so von Zeit zu Zeit einem falschen Wege. Jener war der von der Natur mir als nothwendig hingestellte. Ging ich ihn in gerader Linie, so kam ich früher zum Ziele; ich verkannte aber die Stimme der Natur, und folgte der Willkür und indem ich ihr gehorchte, irrte ich ab und führte so selbst eine Verspätung der Ankunft am Ziele herbei.“

„Jenen Weg nun, den von der Natur mir vorgeschriebenen, finde ich wieder in der Geschichte eines jeden Volkes. Auch hier ist eine unsichtbare Gewalt, die durch mancherlei äußere Umstände, Glück oder Unglück, das Volk seinem Ziele auf gradem Wege entgegenzuführen strebt. Da treten aber Raçestolz, Willkür, Eigensucht, und wie der Mensch sonst noch Gottes Hand verfälschen mag, herein und zerren das Volk ab vom geraden Wege. — Endlich aber muß das Volk doch, sey es früher oder später, hin zu jenem von der Natur ihm gesetzten Ziele — sey es auch erst kurz vor seinem Verschwinden aus der Weltgeschichte.“

(Beschluß folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Eins der interessantesten und, in Bezug auf die Censur, merkwürdigsten Werke ist ohne Zweifel die von Dorow herausgegebene Lebensgeschichte des Kriegsministers Job v. Wilsleben, ein Werk, das weniger biographischen als publicistischen Werth hat, da es zwei Denkschriften enthält, eine von Wilhelm v. Humboldt, der Provinzialstände ohne Reichsstände für gefährlich und widersinnig erklärt, und die zweite von dem Cidevant-Minister Stein, der einst der Eckstein Preußen's und dann sein Stein des Anstoßes gewesen ist. Je weniger wir gewohnt waren, den Isis Schleier der inländischen Politik gelichtet zu sehen, desto mehr mußte es überraschen, in diesem Buche gerade den kitzligsten Punct, die eigentliche partie honteuse, so denudirt zu sehen. Das ist sehr erfreulich, denn in der Politik, wie in Allem, ist Licht die Hauptsache.

Doch ich bin da unwillkürlich wieder auf eine schlüpfrige Bahn gekommen und eile daher, auf das dornenvolle Rosenblatt der Kunst zurückzukehren; denn da ist noch viel und mancherlei zu berichten. Zuerst will ich bloß historisch des Benefizes gedenken, welches am 25. October die Mad. Schröck bei ihrem Rücktritt von der Bühne erhielt, der sie 50 Jahre ununterbrochen angehört hat. Das große Opernhaus war bis auf den letzten Galerienplatz besetzt, denn schon fünf Tage vor der Vorstellung war kein Billet mehr zu haben. Es wurden Zffland's „Jäger“ gegeben. Dieß Stück hat indes schwerlich so magnetisch gewirkt. Auch die immerhin warme Theilnahme für die abtretende Künstlerin hätte wohl das Haus eben so wenig gefüllt, als es vorlängst bei Bauer's Benefiz gefüllt war; — aber die Gflier tanzte zum Schluß — das war der Punct. Begonnen hat die Gflier den Cycclus ihrer Darstellungen am 18. October mit der Rolle der Bajadere und zwar zu Gunsten der Orchester-Witwen-Kasse. J. J. M. M. der König und die Königin besuchten diese Vorstellung und erschienen an diesem Tage zum erstenmale seit dem Tode des Hochk. Königs in der großen Prosceniums-Loge, welche der verstorbenen Monarch beständig innegehabt hatte.

Gewiß ist es, daß man die heurige Saison in den Annalen unseres Theaters nach der Gflier und nicht nach der Schoberlechner benennen werde, daß also merkwürdigerweise das Ballet über die Oper den Sieg davon getragen hat; ob aber nicht in den Annalen der Kunst die Musik für die dießjährige Saison dennoch den Vorrang behaupten werde, ist eine Frage, oder eigentlich keine Frage. Wir besitzen nämlich zur Zeit hier einen musikalischen Edelstein, den zwölfjährigen Pianisten Anton Rubinstein aus Moscau, Schüler des Herrn Billoing, einen Wunderknaben von so außerordentlicher reicher Begabtheit, daß er nicht in dem trivialen Sinne ein Wunderknabe ist, sondern ein Wunder unter den Wundern. Denken Sie sich einen ungewöhnlich großen, runden Kopf, von dem die üppigen dunkelbraunen Locken auf den Nacken hinabwallen, ein volles, obwohl etwas bleiches Gesicht mit lieblichen Wangenrübchen, eine pfliffige Stumpfnase und liebe kluge glänzende Augen, so haben Sie das Portrait dieses merkwürdigen Knaben, dessen äußere Erscheinung schon die Herzen gewinnen muß. Nun aber hören Sie ihn erst spielen! Fugen von Sebastian Bach, Sonaten von Beethoven, Wunderetuden von Henselt, Gluthergüsse von Schubert und Zauber-

stücke vom Ritter Dr. List, — und Sie werden immer von Neuem hinstarren, immer von Neuem sich zu täuschen glauben, wenn Sie einen Knaben am Piano sehen. Woher diese Kraft, diese Präcision, dieser neckische Humor, diese tief sinnige Gemüthlichkeit in einem so jungen Wesen? So werden Sie sich erstaunt wieder und immer wieder fragen. In diesem Knaben lebt die unermüdete Kraft des Mannes und die Gluthempfindung des Jünglings. Die mechanische Virtuosität bleibt ganz außer Betracht bei ihm. Man vergißt über die unbegreifliche, zauberhafte Fertigkeit der kleinen fleischigen Finger zu erstaunen, weil der Geist seines Spiels unsere ganze Seele fesselt. Diesem Spiel ist nicht die verdutzende Rapidität des Ritters Dr. List, nicht die düstere Gluth Henselt's, nicht die Donnergewalt Thalberg's, nicht die saubere Stuger-Eleganz Taubert's eigen; aber alle diese Eigenschaften verschmelzen sich in dem Spiel des jungen Rubinstein zu einem eigenthümlichen Ganzen, zu einer besonderen musikalischen Individualität, und das ist es, was diesen kleinen Virtuosen so groß macht. Er ist nicht fertig, aber er ist im Werden bereits weit vorgeschritten. Sein Spiel gleicht einer prachtvollen Blüthe, die eben aus der Knospe hervorbricht, und entfaltet daher alle die süßen, geheimnißvollen Reize dieses Processes. Die Empfindung, die sich in seinem Spiel ausdrückt, steigert sich oft bis zur gewaltigsten Höhe, aber sie bleibt stets rein, nirgend tönt eine Leidenschaft hindurch; nichts ist natürlicher als die Illusion, daß man einen Engel spielen höre. So erkläre ich es mir, daß ich in den Concerten dieses merkwürdigen Knaben so viele Frauen weinen sah, und daß auf mich sein Spiel so wirkte, daß ich vor süßer, freudiger Wehmuth hätte in Thränen ausbrechen mögen. Ich glaube nicht, daß je das Andenken an ihn und sein Spiel aus meiner Seele verschwinden werde. Möge ihm Gott eine Zukunft voll des reichsten Segens geben!

In diesen Concerten hörten wir außerdem mehrere sehr ehrenwerthe Gäste. Zuerst eine Dilettantin, Mad. Burchardt, die eine recht hübsche und brav ausgebildete Stimme besitzt; sodann ein Fräulein Laroche, Schülerin der Mad. Schoberlechner, eine ebenfalls recht wackere junge Sängerin mit sehr guten Mitteln; ferner einen holländischen Sänger, Herrn Luyn, einen, meines Erachtens, ausgezeichneten Tenoristen, der freilich die uns fremde Sitte der französischen Sänger und der — polnischen Juden hat, die Stimme in der Kehle zu drücken und ein wenig durch die Nase zu singen; endlich den Baritonisten Schäffer, einen Sänger mit einem kräftigen, frischen und gutgeschulten Organ. Im Opernhause gastirt jetzt der Bassist Herr Pischel nicht ohne Beifall.

Es wird aber Zeit, daß wir von der Theaterwelt zum Welttheater übergehen, und zwar nicht zum romantischen, sondern zum classischen, zum Theatrum mundi nämlich, welches Herr Thiemer, Ihr ehrenwerther Landsmann, gegenwärtig hier zeigt, und welches nicht bloß seines lateinischen Namens wegen classisch ist. Es ist doch curios und fast verdrießlich, daß Alles, was aus Dresden kommt, auch immer vortrefflich ist. Ich habe nicht leicht eine Schaustellung gesehen, die an innerer Gediegenheit und Harmonie, an Mannigfaltigkeit und selbstem Reiz und an innerer Verschmelzung der Illusion mit der natürlichen Wahrheit die Productionen des Theatrum mundi überträte. Kritik und Publicum erkennen dieß auch in erfreulicher Uebereinstimmung an, denn wie die Beurtheilungen — des Lobes, so ist das Theater — der Zuschauer voll.

(Beschluß folgt.)